

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 12

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Energie und Umwelt

Kosmische Dimension

Energie ist eine einzigartige, faszinierende Erscheinung. Sie spielt im Leben jedes einzelnen eine überragende Rolle. Nicht nur, weil wir immer mehr Benzin, Elektrizität und Heizöl verbrauchen. Energie ist weit mehr als ein Konsumartikel. Alles, was wir tun und erleben, ist von Energie durchdrungen! Sie ist überall mit im Spiel, in jeder Bewegung, jeder Reaktion, jeder Materie, jedem Atom und in jeder Strahlung, ja selbst in unseren Worten und Gedanken. Das ist eine kaum wahrgenommene, jedoch wissenschaftlich anerkannte, uralte Tatsache. Energie muss ja schon beim «Urknall» dagewesen sein, ist folglich *die* Ursache allen Geschehens, Motor und Träger aller Vorgänge in und um uns. Indem wir auch nur einen Augenblick darüber nachdenken, bekommen wir eine Ahnung von der wahrhaft kosmischen Dimension des Begriffs. Das Universum ist in Wirklichkeit ein einziger Ozean von Energie! Und irgendwo in dem uferlosen Kräftemeer kreist ein winziges Stäubchen Erde, auf welchem der Mensch, einem Virus gleich, sein flüchtiges Dasein fristet und – gierig Energie verzehrt. Es kann nichts schaden, sich ab und zu dieses Vergleichs zu erinnern.

Die Natur bietet ihre Kräfte auf

mannigfache Weise an, und der Mensch hat es rasch gelernt, sie sich zunutze zu machen. Denken wir nur an die Verwendung des Feuers schon zu prähistorischen Zeiten. Und an das idyllische Mühlrad, die alten Windmühlen, aber auch an die ersten Kanonen ... Und heute? Heute gewinnen wir Energie aus Erde, Wasser, Luft und Sonne. Die Erde als unsere Heimat im All hat es zweifellos gut mit uns gemeint. Sie hat uns wichtige Kraftquellen wie Wasser, Wind und Wälder sozusagen in Griffnähe beschert und überdies in ihrem Schosse ungeheuer reichhaltige Energievorräte angelegt. Angesichts all des Überflusses gewöhnten wir uns daran, aus dem vollen zu schöpfen, stehen nun aber plötzlich vor der Tatsache, dass immer mehr Menschen immer dickere Tranchen von dem Kuchen begehren.

Energiewelt in Bewegung

Wir beginnen uns Sorge zu machen, weil wir sehen, dass der Segen mit dem flüssigen «schwarzen Gold» bald einmal zu Ende geht. Energie kann für den Menschen zum Problem und zur Gefahr werden. Sie stellt heute einen Machtfaktor ersten Ranges dar. Ausserdem müssen wir bei zunehmendem Bedarf in allen Energiebereichen mit lebensfeindlichen Auswirkungen rech-

nen, sofern wir ihnen nicht rechtzeitig mit neuen, besseren Technologien zuvorkommen.

So ist die Energie eben nicht nur eine Domäne der Physiker und Ingenieure, sondern ebenso zu einem wichtigen Thema für Politiker und Volkswirtschaftler geworden. Aber auch für viele andere, die sich, vielleicht mehr im stillen, mit Fragen der Energie und deren Nebenerscheinungen befassen. Jeder ist an seiner Stelle bestrebt, neue Erkenntnisse zu gewinnen, Grundlagen zu erforschen, Methoden zu entwickeln, Konstruktionen zu verbessern, Verfahren zu optimieren, kurz: seinen bescheidenen Teil beizutragen zur Lösung der anstehenden Probleme. Die Fachleute treffen sich bald da, bald dort zu Konferenzen. Es werden aufwendige Studien durchgeführt, an denen sich Heere von Spezialisten beteiligen. Darüber werden laufend Berichte und Bücher veröffentlicht. Sie enthalten eine Menge von in mühsamer Arbeit erhobenen Daten, die gewöhnlich nur die Fachwelt zu «verdauen» vermag. Mitunter gibt es freilich auch Empfehlungen und Mahnungen an die Adresse der Gesellschaft. Doch: Ist die Gesellschaft gewillt, sich darnach zu richten? Interessiert sie das alles überhaupt? Das ist eine entscheidende Frage!

Das Inventar

Nachdem man die Augen nicht mehr davor verschliessen kann, dass die Ölquellen in absehbaren Zeiten allmählich versiegen werden, muss man sich darüber Gedanken machen, womit der Energiehunger der 6 Milliarden Menschen im Jahre 2000 und der

vielleicht 10 Milliarden in der Mitte des nächsten Jahrhunderts zu stillen sein wird. Was unser Lebensraum noch an Ressourcen auf Lager hält, können wir auch mit der grössten Akribie nicht schlüssig ergründen. Wir dürfen annehmen, dass die Natur noch nicht alle ihre Schätze aufgedeckt hat. Das soll uns indessen nicht beruhigen. Vorläufig müssen wir auf die derzeit bekannten und realistisch abschätzbaren Reserven abstellen. Auch diese sind jedoch nicht exakt zu bestimmen. Die nachfolgende Tabelle zeigt links die nach heutigen Massstäben noch wirtschaftlich gewinnbaren Reserven an *fossilen Energieträgern* nach Unterlagen der 11. Weltenergiekonferenz (1980). Die rechte Kolonne beruht auf einer gründlichen Analyse des International Institute for the Application of Systems Analysis (IIASA) und umfasst die insgesamt gewinnbaren fossilen Vorräte, einschliesslich jene, die eine Ausbeutung unter schwierigen Bedingungen mit grossem technischem und Kostenaufwand erfordern. Als Einheit wählen wir eine auf alle Energiearten anwendbare, qualitativ vergleichbare Grösse, das Terawattjahr (TWa). Es entspricht dem mittleren Energiegehalt von 1 Milliarde Tonnen Steinkohle oder der ungefähren jährlichen Stromerzeugung auf der Erde zur heutigen Zeit.

Bei der IIASA-Studie gilt die Hälfte der mit 3650 TWa bewerteten Vorräte als nach heutigen Begriffen preiswert erschliessbar. Dazwischen und darüber hinaus gibt es wohl optimistischere und weniger optimistische Berechnungen und Prognosen. Je nachdem, wie man Mengen, Qualität und Gewinnungsmöglichkeiten der vor-

Wirtschaftlich gewinnbare Reserven nach Weltenergie- konferenz	Fossile Energieträger	Insgesamt gewinnbare fossile Energieträger nach IIASA-Studie
260 TWa	Erdöl, inkl. Schweröl, Schieferöl und Teersande	900 TWa
100 TWa	Erdgas	350 TWa
690 TWa	Kohle	2400 TWa
1050 TWa		3650 TWa

handenen bzw. vermuteten Vorräte wertet, kommt man zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen.

Mögliche Entwicklungen bei den fossilen Energieträgern

Das konventionelle *Erdöl* wird aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Jahrzehnten aufgebraucht sein. Zwar gibt es gelegentlich Neufunde, aber man kann nicht hoffen, so leicht wieder einen «Mittleren Osten» zu entdecken. Vielleicht gelingt es, mit neuen Techniken zu grösseren Lagerstätten in den Polarregionen und den tieferen Bereichen unter dem Meeresgrund vorzustossen. Die Off-shore-Förderung wird jedenfalls an Bedeutung gewinnen. Neue Verfahren führen möglicherweise auch zu einer besseren Ausbeute, insbesondere bei den Schwerölen. Andererseits können der Kapitalbedarf und die Kosten für die immer schwieriger werdende Exploration und Erschliessung auf die Dauer prohibitive Höhen erreichen. Natürlich sind auch politische Komplikationen, wie bei allen künftigen Energieprojekten, nicht auszuschliessen.

Die *Ölschiefer- und Teersandvorkommen* sind sehr umfangreich, doch bedarf es der Entwicklung neuer Ver-

fahren, um die Gewinnungskosten auf ein erträgliches Mass zu senken, gleichzeitig aber auch, um die beträchtliche Umweltbelastung zu verringern, welche die Verarbeitung dieser Materialien mit sich bringt.

Das *Erdgas* dürfte nach neueren Schätzungen noch für mehrere Jahrzehnte ausreichen und in allernächster Zeit zunehmende Bedeutung erlangen. Die Erdgasverteilung (Gas-Pipelines über Tausende von Kilometern mit den nötigen Kompressorstationen) verlangt jedoch Investitionen, die in die Milliarden gehen. Andere Möglichkeiten bestehen in der Verschiffung von verflüssigtem Gas in Druckbehältern (womit nicht unbeträchtliche Risiken eingegangen werden) und in der Aufbereitung des Erdgases zu Methanol am Förderort. Methanol ist bei normaler Temperatur flüssig und lässt sich leichter durch Fernleitungen pumpen.

Mit der *Kohle* verfügen wir über einen gewaltigen Vorrat an gebundener Primärenergie. Ihre Anwendung hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts einen ersten Aufschwung erlebt, als es galt, das knapp werdende und für die Industrie ungeeignete Brennholz abzulösen. Von ihrem Potential her ist die Kohle durchaus berufen, nun

noch einmal in die Lücke zu springen, wenn das komfortablere Erdöl, durch das sie verdrängt wurde, nicht mehr so reichlich fließt. Nun ist aber nicht zu erwarten, dass sich die Leute wieder ans Kohleschaufeln gewöhnen, und eine stark forcierte Kohlewirtschaft wäre nicht nur mit enormen Investitionen verbunden, sondern würde unweigerlich zu schweren Umweltkonflikten führen. Ausserdem scheint es problematisch, wieder sehr viel mehr Arbeitskräfte in die Kohlegruben zu schicken, zumal die grossen Kohlevorkommen ja weniger in den bevölkerungsreichen Entwicklungsländern liegen. Es wird deshalb nötig sein, beim Kohleabbau neue Wege zu beschreiten. Darüber bestehen bestimmte Vorstellungen, doch wird der Umgang mit Kohle weiterhin für viele eine schmutzige Arbeit bleiben. Sodann ist im Interesse der Erhaltung unserer Biosphäre die Einführung neuer Techniken der Kohlenutzung unumgänglich. Hier ist vor allem an die allothermischen Verfahren (Verfahren mit von aussen zugeführter thermischer Energie) der Kohlevergasung und -verflüssigung mit Hilfe von Prozesswärme aus Hochtemperaturreaktoren oder Sonnenkraftwerken zu denken. Ferner an die Hydrierung der Kohle mit Wasserstoff aus Kernenergie- oder grossen Solaranlagen. Hierbei wird Wasserstoff direkt an Kohlenstoff gebunden, so dass man wieder die hochwertigen Kohlenwasserstoffe in Form von Methangas, Methanol usw. erhält.

Neue Arten der Energiegewinnung

Von den in den letzten Jahrzehnten neu entwickelten Methoden der Ener-

giegewinnung vermochte sich die *Nukleartechnik* am meisten durchzusetzen. Mit rund 300 Reaktoren und einem Anteil von 10 % der Weltstromproduktion ist sie denn auch bereits den Kinderschuhen entwachsen. Gleichwohl arbeitet sie, gemessen an den theoretischen Möglichkeiten der Kernenergienutzung, noch mit unzulänglichen Mitteln. Würden wir nämlich fortfahren, die heute gebräuchlichen Kernbrennstoffe als Wegwerfware zu behandeln, so wäre es vermutlich mit den Vorräten an geeigneten Uranerzen ebenfalls nach wenigen Generationen zu Ende. Die Technik der Wiederaufbereitung ist zwar hinlänglich bekannt, wird aber zurzeit nur in sehr kleinem Umfang betrieben. Dafür sind vorwiegend umweltpolitische Gründe verantwortlich. Vielleicht spielt da auch ein wenig die Hoffnung mit, welche die Fachleute in einen bereits erprobten neuen Reaktortyp, den sogenannten Brüter, setzen. Dieser ist imstande, aus abgereichertem Uran spaltbares Material zu erbrüten und somit den in den heutigen Reaktoren verbrauchten Kernbrennstoff wieder zu verwenden. Am Ende dieser Entwicklung zeichnet sich ein Kernenergiesystem ab, das schliesslich sogar einen leichten Brennstoffüberschuss erzielen soll und alsdann ohne Nachschub von Natururan auskäme. Danebst gehen erste Versuche in Richtung Kernfusion, d. h. der Verschmelzung von Atomkernen der Wasserstoffisotope Deuterium und Tritium, wobei ähnlich wie im Innern der Sonne grosse Energiemengen freigesetzt würden. Wie weit die kontrollierte Kernfusion technisch machbar ist, muss aber erst noch weiter erforscht und erprobt

werden (entgegen einer Radiomeldung, die kurz vor Neujahr den Durchbruch der Kernfusionstechnik meldete, aber gleichentags dementiert worden ist).

Mit der künftigen Atomtechnik wird grundsätzlich eine praktisch unbegrenzte Energiequelle erschlossen. Die Frage ist nur, ob sie innert nützlicher Frist den nötigen Stand erreicht, um in der Lage zu sein, beim Abstieg des derzeitigen Energie-Leaders Erdöl und dem gleichzeitigen Bevölkerungsanstieg den zu erwartenden Engpass zu überbrücken. Es könnte sein, dass sich der Widerstand gegen Nuklearanlagen aller Art unter dem Einfluss der Atombombendrohung und der Furcht vor radioaktiver Verseuchung bei Betriebsunfällen, Kriegshandlungen und dergleichen noch verstärkt und erst unter dem Zwang der wirtschaftlichen Notwendigkeit überwunden wird. Auf die Umweltprobleme werden wir generell in einem weiteren Abschnitt noch näher eingehen.

Weite Kreise hegen grosse Erwartungen im Hinblick auf die Nutzbarmachung der *Sonnenenergie*. Zu Recht, denn, global gesehen, würde ein kleiner Bruchteil der Energie, welche die Erde täglich von der Sonne empfängt, genügen, um die Menschheit für immer mit der nötigen Energie zu versorgen. Die Sonnenstrahlung ist eine unerschöpfliche und äusserst saubere Energiequelle. Dennoch will es mit ihrer Nutzung nicht so recht vorwärts gehen. Das hat seinen Grund vorab darin, dass die Sonneneinstrahlung auf dem Erdball ungleich verteilt ist und gerade in jenen Gebieten und zu jenen Zeiten, wo sie am nötigsten wäre, nicht ausreicht, um z. B. Heiss-

wasser aufzubereiten und damit Häuser zu heizen, von der Umwandlung in Elektrizität über den konventionellen Dampfprozess ganz zu schweigen. Solarthermische Kraftwerke wurden zwar schon gebaut und weitere sind geplant, u. a. auch in der Schweiz. Bei diesen Anlagen wird die Sonnenwärme von einem Spiegelfeld eingefangen und konzentriert auf eine Turmspitze geworfen, wo auf diese Weise Heissluft und Dampf zum Antrieb von Turbinen gewonnen werden. Die Ausbeute ist jedoch im Vergleich zu den sehr hohen Bau- und Betriebskosten bescheiden, und der erzeugte Strom kommt vorderhand selbst in südlichen Gegenden noch viel zu teuer zu stehen. Es bestehen aber Aussichten, dass mit Hochleistungs-Turmkraftwerken, bei Serienfertigung der Einzelteile, der Kilowattstunden-Preis in etwa 20 Jahren konkurrenzfähig werden könnte. Denkbar wäre dann die Errichtung solcher Gross-Solaranlagen in den sonnenreichen Ländern des Südens und die Verteilung des elektrischen Stroms über Fernleitungen. Dazu ist allerdings eine weitreichende internationale Zusammenarbeit Voraussetzung.

Noch mehr verspricht auf weitere Sicht die direkte Umwandlung der Sonnenenergie in Elektrizität durch den photoelektrischen Effekt mit Halbleitern. Solarzellensysteme haben den Vorteil, dass sie im Gegensatz zu den Spiegeln auch diffuses Licht, z. B. bei bewölktem Himmel, verwerten, also auch in sonnenärmeren Gebieten eingesetzt und bausteinartig zusammengeschlossen werden können. Sie benötigen, weil vollelektronisch betrieben, unvergleichlich weniger Wartung und lassen eine lange Lebensdauer er-

warten. Ein Hemmnis bilden noch die hohen Gestehungskosten für die heute üblichen Siliziumzellen. Fachleute sehen aber in der Solarzellentechnologie ein grossartiges Entwicklungspotential, namentlich wenn man die Möglichkeit in Betracht zieht, grossflächige Solarzellenkollektoren wie Nachrichtensatelliten im Weltraum zu stationieren. Diese würden dann die eingefangene Sonnenenergie fortwährend über eine Antenne in einem gebündelten Mikrowellenstrahl zur Erde übertragen, wo sie aufgefangen und als Elektrizität dem Netz zugeführt würde. Die Sonnenenergie bekäme damit tatsächlich eine erst-rangige Bedeutung für die Energieversorgung aller Völker der Erde, sofern sich diese zu der nötigen Partnerschaft durchringen können.

Vergessen wir ob solch kühnen Perspektiven nicht, dass wir auch noch *Wasserkraftwerke* besitzen. Ihnen haben wir gerade in unserem Land zu einem wesentlichen Teil den Aufschwung des öffentlichen Verkehrs und vieler Industrien in diesem Jahrhundert zu verdanken. Sie nutzen ebenfalls, indirekt, die Energie der Sonne, indem diese für den globalen Wasserkreislauf sorgt und es ermöglicht, die Fallkraft des abfliessenden Wassers auszunützen. Der Anteil der Wasserkraft an der Deckung des Welt-Energieverbrauchs ist aber mit etwas über 2 % (1980) sehr gering, und ihr realisierbares Potential ist heute schon weitgehend ausgeschöpft.

Eine andere mögliche Entwicklung, die auch mit der Sonne zusammenhängt, ist die Speicherung von Energie in Form von *Wasserstoffgas*. Damit würde der Verbrauch zeitlich und örtlich unabhängig von der Produktion.

Nebst der stromintensiven Elektrolyse peilt Cesare Marchetti im Rahmen der IIASA-Studie eine gänzlich unkonventionelle Methode der Wasserstoffgewinnung an: den Wasserstoffbaum. An den Stämmen von Bäumen würden genetisch manipulierte grosse Gallen (Auswüchse) gezüchtet, die die Fähigkeit besitzen, aus den Kohlehydraten der Pflanze Wasserstoff abzuspalten. So könnten aus derlei Baumplantagen grössere Mengen von hochwertiger, speicherbarer Energie herausgeholt werden.

Die Sonne bringt ferner auf der Erdoberfläche und in den Gewässern laufend Pflanzen hervor. Diese gewaltige *Biomasse* dient nur zu einem kleinen Teil der menschlichen und tierischen Ernährung. Im Rest liegt bei entsprechender Bewirtschaftung ein nennenswertes Energiepotential. Brenn- und Treibstoffe lassen sich aus Abfällen gewinnen, z. B. aus Zellulose, Stroh, Tang und vielem mehr, ebenso *Biogas* aus tierischen Abfällen. Es versteht sich, dass hiezu eine Langzeitplanung erforderlich ist, und es müssten eigentliche Bioenergiefarmen errichtet werden. Wir müssten die Erde in einen gut organisierten Garten verwandeln, und es wären Massnahmen zu treffen, dass es nicht wieder zum Raubbau kommt. Die IIASA-Analyse schätzt das realisierbare Biomassepotential auf rund 5 TWa/a*. Das ist immerhin das Zweieinhalbfache von dem, was gegenwärtig die Wasserkräfte hergeben.

Demgegenüber ist bei einem Ausbau der *Windkraftnutzung* nach der gleichen Analyse nur mit einer Aus-

* TWa/a = *Jahresleistung* (im Gegensatz zu *Vorräten* in TWa).

beute von 1 TWa/a zu rechnen. Windkraftmaschinen liefern zwar wie die Wasserkraft sogleich elektrischen Strom, doch schwankt naturgemäss der Nachschub beträchtlich, und die Anlagekosten für eine Windenergienutzung grossen Stils sind nach heutigen Massstäben sehr hoch.

Eher spekulativ und unbedeutend ist nach dem heutigen Stand der Technik die Nutzung der in *Ozeanen* auftretenden Energien (Gezeiten, Wellenenergie, Strömungen, Meereswärme). Auch ein Griff in das Wärmereservoir des Erdinnern ist zurzeit noch mit vielen Problemen und Unsicherheiten verbunden. Die Umsetzung von *geothermischer Energie* in Elektrizität zeigt zudem einen ausgesprochen niedrigen Wirkungsgrad.

Es verbleibt noch die Hypothese einer unmittelbaren Nutzung der *Gravitation* als Energiequelle. Dies scheint für uns Erdenbewohner, die wir selber der Erdanziehungskraft unterliegen, unerreichbar. Jedenfalls hat die Schwerkraft bisher noch immer das lange erträumte «Perpetuum mobile» verhindert. Ihr eigentliches Wesen ist uns auch *nach* Newton und Einstein verborgen geblieben. Wenn anderseits nach der Theorie des russischen Astronomen J. Schlowski elektromagnetische Energie aus dem Primärvorrat der Gravitationsenergie hervorgegangen ist, so müsste es dafür ein «Rezept» geben. Doch dieses ist möglicherweise nicht für irdische Töpfe bestimmt ...

Nun müssen wir noch auf eine Alternative zu sprechen kommen, die man als fiktive Ressource bezeichnen könnte: das *Energiesparen*. Hierin liegt ein nicht zu unterschätzendes Potential. Die Aufforderung, Energie

zu sparen, wird denn auch überall laut, und dies nicht nur im ölabhängigen Europa. Trotzdem ist einstweilen kaum damit zu rechnen, dass der Sparwille beim einzelnen wie beim Staat über das wirtschaftlich absolut notwendige Mass hinauswächst. In einer bis dahin ausgesprochen wachstumsgläubigen Industriegesellschaft tut es sich schwer, auch nur schon ein Nullwachstum ins Auge zu fassen. Und da wir gerechterweise den Entwicklungsländern eine angemessene Zuwachsrate zugestehen müssen, würde der Verbrauch weltweit auch ohne Berücksichtigung der Bevölkerungsentwicklung dennoch ansteigen. Bezieht man letztere mit ein, so ergibt sich selbst bei einem angenommenen durchschnittlichen Nullwachstum in den Industriestaaten insgesamt eine Erhöhung des Energiebedarfs um mindestens 120 % in den nächsten 50 Jahren. Nachdem es aber unglaublich erscheint, dass sich die Gesellschaft damit zufrieden gibt, müssen wir eher mit einer Verdreifachung des Energiebedarfs bis zum Jahr 2030 rechnen. Dies bedeutet, dass wir, bedingt durch die notwendige Substitution des Erdöls und den Entwicklungsstand anderer Alternativtechniken, wohl oder übel auf eine Vervielfachung der Kernkraftkapazität angewiesen sein werden. Auch dann will es nicht heissen, dass wir nicht doch inskünftig sparsam mit der Energie umgehen sollen, wo immer dies möglich und zumutbar ist. Energiesparen kann auch etwas kosten, dessen müssen wir uns ebenfalls bewusst sein, denn für eine wirksame Optimierung der Energienutzung, insbesondere im Wärmesektor (Wärme-Kraft-Koppelung, Fernheizung,

Wärme-Isolation usw.), braucht es vorerst Geld. Auf weitere Sicht ist es aber zweifelsohne gut angelegt. Wir wollen unsere Welt ja auch gesund erhalten, und allzu viel Energie bekommt ihr nicht gut! Auch daran müssen wir denken.

Grenzen des Energiewachstums

Leider ist es so, dass alle, auch die verheissungsvollsten Energieprojekte irgendwo an Grenzen stossen. Dies können Kriterien der Umweltbelastung, der Sicherheit, der Wirtschaftlichkeit, der Rohstoffversorgung, soziale oder politische Widerstände sein. Betrachten wir zunächst die Auswirkungen auf *Atmosphäre und Klima*. Abgesehen von den Atomwaffen – eine Art der Energieanwendung, die ohnehin nicht sein dürfte –, geht die schlimmste Bedrohung heute vom steigenden Verbrauch fossiler Brenn- und Treibstoffe aus. Würde dieser Trend so weitergehen und bei Ausfall des Erdöls das Manko durch forcierte Kohlenutzung wettgemacht, so könnte sich innerhalb der nächsten hundert Jahre infolge des in der Atmosphäre angereicherten Kohlendioxys ein Treibhauseffekt bilden, der bewirkt, dass sich das Temperaturniveau auf der Erde um einige Grade anhebt und das schmelzende Polareis weite Teile der Kontinente überschwemmt. So weit darf es natürlich nicht kommen. Auch die gegenteilige Ansicht, wonach sich der Treibhauseffekt dank einer total verrussten und verstaubten Atmosphäre schliesslich umkehren und zu einer Abkühlung mit nachfolgender Vereisung führen könnte,

ist wahrhaftig keine tröstliche Aussicht. Dazu kommt die *Versauerung der Natur* durch Schwefeldioxyd aus Kohle- und Ölkraftwerken, Industriefeuerungen und Verbrennungsanlagen, eine Erscheinung, die heute schon da und dort das Absterben von Wäldern und Krankheiten unter der Bevölkerung verursacht. Allein der rapide Schwund der Waldbestände durch Giftstoffe und die Plünderung des tropischen Waldgürtels führen zu einer *unermesslichen Katastrophe*, wenn wir nichts oder zu wenig dagegen tun! Es wäre unverantwortlich, sich darauf zu verlassen, dass «man» schon noch die geeigneten Lösungen finden werde. Man muss sie in der Regel gar nicht erst erfinden. Es geht vielmehr um das Erkennenwollen, den Willen, zur Abwendung des Unheils etwas beizutragen, vielleicht etwas zu opfern, auch wenn man noch nicht persönlich davon betroffen ist. Das immer noch vorherrschende «Laissez faire» ist höchst gefährlich, ganz zu schweigen von der verwerflichen Mentalität, möglichst bequem im «Hier und Jetzt» zu leben und auf die Nachwelt keine Rücksicht zu nehmen.

Dieser Sachverhalt, den wir immer gerne aus unserem Bewusstsein verdrängen, stellt uns nun aber vor die Alternative, entweder – etwas spitz ausgedrückt – auf das Auto und andere Annehmlichkeiten zu verzichten oder zunächst einmal die Kernenergie zu akzeptieren und die Solartechnik mit allen Mitteln voranzutreiben. Die *Furcht vor dem Atom* ist zwar verständlich, und die Risiken, welche wir damit in Kauf nehmen, sollen hier nicht verniedlicht werden. Andererseits sind die Sicherheitsvorkehrungen bei Kernkraftwerken kaum mehr zu über-

bieten, und bei fortschreitender Entwicklung der Nukleartechnik werden mit Sicherheit auch die Sorgen um die Lagerung radioaktiver Abfälle mehr und mehr abnehmen. Betrachtet man das Risiko-Nutzen-Verhältnis der einzelnen Energieträger aufgrund bisheriger Erfahrungswerte (Schäden aus Unfällen bei der Rohstoffgewinnung, dem Bau und Betrieb der Anlagen sowie dem Transport von Brennstoffen usw., verglichen mit der erzeugten Sekundärenergie), so schneidet die Kernenergie mit Abstand am besten ab. Das darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir es mit einer Kraft zu tun haben, die schwer zu bändigen ist, wenn sie wirklich einmal «durchbrennt». An sich stellt jede Intensivierung der Energienutzung eine Erhöhung des Gefährdungspotentials dar und kann sich letztlich, wenn übertrieben, zu einer Katastrophe auswirken. Das ist selbst bei einer masslosen Erschließung der Sonnenenergie voraussehbar. Ausserdem ist auch sie nicht davor gefeit, als todbringende Waffe missbraucht zu werden.

Überhaupt sind die Probleme der Zukunft nur zu lösen, wenn das wahn sinnige Wettrüsten einer weltumspannenden Verständigung und Zusammenarbeit Platz macht. Abgesehen von den horrenden Geldmitteln, die für die Zwecke der Zerstörung aufgewendet werden und somit für dringende Gegenwartsaufgaben fehlen, frisst die militärische Aufrüstung auch grosse Mengen von *Rohstoffen* weg, welche die Industrie in nicht allzu ferner Zeit nur noch auf den Müllhalden finden wird. So ist zu befürchten, dass in den nächsten 100 bis 200 Jahren die Ressourcen der

meisten wichtigen Metalle zur Neige gehen. Auch das wird die Bereitstellung der dannzumal benötigten Energieanlagen keineswegs erleichtern.

Realitäten im Widerstreit

Wie wir sehen, ist das Energieproblem weit mehr ein politisches als ein Problem der Technik. Die Frage, ob und wie es gelöst wird, ist für jeden Erdenbürger von grösster Wichtigkeit. Dabei ist es gewiss nicht das einzige grosse Problem unserer Zeit. Die Aufgaben, welche die menschliche Gemeinschaft in den allernächsten Jahren und Jahrzehnten zu bewältigen hat, sind zu weittragend, als dass sie jeder Staat oder Staatenblock für sich allein zu meistern vermöchte. In die internationalen Gremien müsste darum ein neuer Geist einziehen, wenn entscheidende Fortschritte erzielt werden sollen. Es gilt, die Weichen neu zu stellen! Leider werden Themen wie Energie, Sicherheit und Umwelt noch zu oft unter rein kommerziellen Vorzeichen behandelt. Es hört sich so an, als sei die Sicherung einer möglichst günstigen Versorgung zum Wohl der eigenen Wirtschaft höchstes Anliegen einer jeden Nation, Staaten- oder Interessengruppe. Dies erscheint zwar im Lichte der bis anhin gepflogenen Anschauung legitim, muss aber im Hinblick auf einen Aufgabenkreis, der im Geiste internationaler Verantwortung angegangen werden soll, seine Berechtigung verlieren. Ansonst können wir keine Ordnung schaffen auf unserem Planeten.

Zudem tragen wir mit dem Span-

nungsfeld Ost-West und dem Wohlstandsgefälle Nord-Süd ein schweres Kreuz mit in die Zukunft hinein und bereiten, allem Abrüstungsgerede zum Trotz, unentwegt unsere Vernichtung vor. Das ist nicht zuviel gesagt, denn in den Atomarsenalen allein liegt ein Explosionspotential von gut vier Tonnen TNT für jeden jetzt lebenden Menschen bereit! Es ist schon so: Das Stäubchen Erde im unendlichen Kräfte Meer ist von «Viren» befallen, die seine Existenz bedrohen. Mit beschwichtigendem Optimismus ist dieser Krankheit nicht mehr beizukommen. Man kann sich wirklich mit Arthur Koestler fragen, ob der Mensch nicht doch ein Irrläufer der Natur sei, und man wäre versucht, sich dem Fatalismus hinzugeben, gäbe es nicht noch jenes Fünkchen in uns, das unsere Gattung erst zum Menschen krönt, die Vernunft.

Damit aber die Vernunft zum befreienden Durchbruch kommen kann, braucht es eine Konzentration des guten Willens. Der Wille, sich und seine Kinder nicht dem Verderben preiszugeben, ist sicher reichlich vorhanden. Also müssten sich die «Fünkchen» zusammenfinden, damit ihr Licht sichtbar wird und ein Bewusstsein globaler Solidarität entstehen kann. Ein frommer Wunsch? Die Realitäten, so denkt man oft resigniert, seien eben anders. Doch, so-

lange wir vor ihnen zurückschrecken, ändern sie sich nicht! Und die Notwendigkeit, diese Realitäten zu ändern, ist ebenso eine Realität!

Vergessen wir nicht: Gedanken sind auch eine Art Energie; sie sind eine Kraft. Wir leben mitten in einer gewaltigen Gedankenflut, die sich täglich aus Milliarden von Köpfen ergießt. Gemeinsam können wir Strömungen beeinflussen, als einzelne nicht. Der frühere US-Präsident Eisenhower soll einmal gesagt haben: «Ohne eine geistige Wiedergeburt der Menschheit kann ihr das Golgatha eines dritten Weltkriegs nicht erspart bleiben.» Dies lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die «Wiedergeburt», die er meinte, wird uns aber nicht von oben geschenkt; wir müssen sie selber in Gang bringen. Dazu braucht es den Druck der öffentlichen Meinung; *sie* gilt es aufzurüsten, und das kann nur mit geistigen Mitteln geschehen. Der Problemkreis um Energie und Umwelt wird wie die Frage der Ernährung immer mehr zu einem Problem der geistigen Grundhaltung. Sollte nicht das «Jahr der Kommunikation» ein Anstoß sein, Gedanken des guten Willens zu verbreiten, jene Energie, die, millionenfach verstärkt, alleine imstande ist, das Wunder zu vollbringen...?

Marcel Gross

Nach den Nationalratswahlen – Stabilität auf wankendem Grund

Ein «Nachruf» auf die Wahlen? Wenn dieser Kommentar dem Leser vor Augen kommt, ist das neue Parlament bereits in Pflicht genommen und hat seine Arbeit begonnen. Die Gedanken haben sich den neuen Aufgaben zugewandt, unter denen die vordringlichste die Ausfüllung der beiden in die Landesregierung gerissenen Lücken ist. Er sei dennoch gewagt.

Bestätigung

Der Versuch einer Würdigung des innenpolitischen Jahresereignisses darf mit einem Hinweis auf die in der Oktobernummer der «Schweizer Monatshefte» enthaltene Prognose (Nationalratswahlen und «Neue Politik») beginnen. Sie ist darauf hinausgelaufen, dass sich kaum eine grössere Verschiebung der Parteienstärken bemerkbar machen werde. Das hat sich bestätigt. Das Schweizervolk hat ebenso traditionell gewählt, wie es sich in Sachabstimmungen Neuem gegenüber zurückhaltend gibt. Die Eigengesetzlichkeit des Wahlsystems, die es verhindert, dass neue Töne, auch wenn sie da und dort noch so aufdringlich geworden sind, einen Aufbruch zu neuen Fronten einblasen, hat einmal mehr ihre Kraft bewiesen. Nationalratswahlen und erst recht die Wahlen in den Ständerat sind, obwohl sie die Zusammensetzung des eidgenössischen Parlaments bestimmen, Kantonalwahlen, in denen die Vertreter, die in die Bundesstadt entsandt werden, nach Kriterien ausgewählt wer-

den, die den kantonalen Machtverhältnissen entsprechen. Allerdings – dies sei gleich angemerkt – sind die bei den letzten Wahlen in Kantons- und Gemeindeparlamente beobachteten Trends landesweit weniger deutlich zum Ausdruck gekommen.

So sind denn wieder in 26 Nationalratswahlkreisen die 200 Mandate für unsere Volkskammer vergeben und gleichzeitig in 20 Ständen die Ständesvertreter für wiederum vier Jahre bestellt worden. So gespannt man den Resultaten entgegengefiebert hat, die schon am Nachmittag des Wahlsonntags und dann in der Wahlnacht in kurzen Abständen aus dem «Wahlstudio» in die Wohnstube vermittelt wurden – die Spannung ist bald der Feststellung gewichen, dass mindestens auf den ersten Blick alles beim alten bleiben würde. Auch wo, wie in den volkreicheren Kantonen, noch keine definitiven Zahlen mitgeteilt werden konnten, liessen die später als erstaunlich zutreffend erwiesenen Hochrechnungen erkennen, dass ebenfalls die Stadtbevölkerung den Empfehlungen der Parteien gefolgt ist, die dem Wähler vertraut sind. Er hält in seiner Mehrheit am «Bewährten» fest, auch wenn sich dieses nicht unbedingt bewährt hat. Diese Tendenz wird dadurch verstärkt, dass die jungen Wähler viel weniger zahlreich zur Urne gehen als die bestandenen Alten.

Verschiebungen

Im *Nationalrat* haben insgesamt ganze zehn Mandate die Parteien ge-

wechselt: Unter den grossen Parteien hat sich der Besitzstand der Freisinnig-demokratischen Partei von bisher 51 um drei auf 54 Sitze erhöht. Die Sozialdemokratische Partei hat von ihren bisher 51 Sitzen vier verloren und ist in der Volksskammer noch mit 47 Mandaten vertreten. Auch die Christlichdemokratische Volkspartei hatte einen Verlust von zwei Sitzen in Kauf zu nehmen und sieht sich von 44 auf 42 Vertreter zurückgebunden. Die bäuerlich-gewerbliche Schweizerische Volkspartei hat als vierte Regierungspartei ihre 23 Mandate ungefährdet behauptet. – Von den «Kleinen» haben die unabhängigen Christlichsozialen des Kantons Jura, die ihren einzigen Sitz verloren haben, die Autonomen Sozialisten (PSA) – Verlust eines Sitzes im Berner Jura und Beschränkung auf das traditionelle Tessiner Mandat – und vor allem die Partei der Arbeit, die nach dem Schwund um zwei weitere Sitze mit einem letzten Mohikaner nach Bern zurückkehrt, Verluste erlitten. Dafür hat die POCH zu ihren bisherigen zwei Vertretern in Zürich und Basel einen Berner Sitz hinzugewonnen. Angesichts des grossen Lärms, den sie gemacht haben, bleiben die Gewinne der «Grünen», die zu ihrem 1979 errungenen Waadtländer Mandat je ein solches in Zürich, Genf und Bern (wenn man die erfolgreiche Erstgewählte auf der «Freien Liste», die ihren Wahlkampf mit grünen Argumenten führte, hier einreihen darf) hinzugewonnen und verfügen jetzt über eine Viererdelegation.

Eine Überraschung hat das Abschneiden der Nationalen Aktion für Volk und Heimat bereitet: Sie, die

von vielen tot gesagt wurde, hat ihren 1979 zusammen mit den Republikanern noch behaupteten drei Mandaten zwei neue zufügen können und hat wieder Fraktionsstärke. Unerwartet gut hat auch der Landesring der Unabhängigen abgeschnitten: sein anhaltender Rückwärtstrend konnte gestoppt werden, so dass ihm die acht Sitze erhalten bleiben, auf die er vor vier Jahren abgesunken war. Ja, nachdem der als Einzelkämpfer in Appenzell-Ausserrhoden ins historische Parteiengefüge eingebrochene Photograph und Landschaftsschützer Herbert Mäder sich offenbar entschlossen hat, der Landesringfraktion beizutreten, vermehrt sich diese um ein Mitglied auf neun. – Unverändert bleiben die Stärkeverhältnisse der Liberaldemokraten, die sich allerdings wegen des Verlustes des traditionellen Basler Sitzes nun auf die Westschweiz beschränkt sehen, sowie der Evangelischen Volkspartei: beide haben ihre je drei Mandate bestätigt erhalten.

Noch einfacher präsentiert sich die Rechnung im *Ständerat*: Auch hier tauscht der Freisinn drei Mandate mit den Sozialdemokraten als den deutlichen Verlierern in der kleinen Kammer und kommt wieder auf 14 Sitze, während seine Widersacher von neun auf sechs absinken. Es wird damit bis auf einen Sitz das Verhältnis vor den 1979er Wahlen wieder hergestellt, in denen der sozialdemokratische Ansturm die Freisinnigen auf einen Schlag vier Sitze gekostet hat. Die in der kleinen Kammer nach wie vor den ersten Platz einnehmende CVP behält ihre 18 Mandate, die SVP fünf und die Liberalen drei. Am grossen Wahltag selber noch gefährdete Positionen in den Kantonen Frei-

burg, Neuenburg, Tessin und Wallis, wo überall mangels Erreichung des absoluten Mehrs für die Spitzenkandidaten keine Wahl zustande gekommen war, sind inzwischen gesichert worden. In den drei erstgenannten Kantonen haben die Kampfkandidaten infolge erkannter Aussichtslosigkeit des Unterfangens auf einen zweiten Wahlgang verzichtet; im Wallis hat der letzte Oktobersonntag die alten Besitzverhältnisse bestätigt.

Die Verschiebungen bleiben also im Rahmen: Der Freisinn kann wohl, besonders wenn man seine Erfolge in beiden Kammern zusammenzählt, die ihn zur deutlich stärksten Gruppe in der Vereinigten Bundesversammlung werden lassen (68 gegenüber zuletzt 62), als Sieger der Wahlen 1983 bezeichnet werden. Doch hat er keinen überwältigenden Sieg errungen. Die Sozialdemokraten sind, ebenfalls im Zusammenzug des Gesamttotals betrachtet, die Verlierer (53 gegenüber 60), doch haben sich die wegen der internen Zwiste in verschiedenen Parteisektionen vorausgesagten Verluste als geringer erwiesen als von ihnen selber befürchtet. Der Trend, der zugunsten neuer Parteien zu sprechen schien, hat sich zwar manifestiert, indem überall Listenstimmen von den Grossen auf neue Kleine übergegangen sind, ist aber nur sehr dosiert zum Tragen gekommen. Was in Grün auf der Bühne erschienen ist, ist in Rot von ihr wieder abgetreten.

Enttäuschte Hoffnungen

Es wäre aber zu einfach, wollte man sich mit dieser nüchternen Feststellung begnügen und Erscheinungen übersehen, die im lokal-regionalen Bereich

deutlicher geworden sind als im gesamtschweizerischen Rahmen. Auch wer nicht so weit gehen will wie die Kommentatoren, die behaupten, dass sich der grosse Rutsch bei den nächsten Wahlen im Jahr 1987 vollziehen werde (Oskar Reck in der Wahnacht aus dem Radio-Wahlstudio), kann nicht übersehen, dass der grüne Trend, wenn er auch nicht in mandatsmässig ausgewiesenen Erfolgen sich ausgeprägt hat, doch bei der Auswahl der Kandidaten innerhalb der gewählten Parteien Akzente zu setzen vermochte: Die von den Umweltschutzparteien empfohlenen Kandidaten der herkömmlichen Parteien haben einen deutlichen Vorsprung gegenüber weniger umweltbewussten Konkurrenten erreicht und sich in «Listensprüngen» an die Spitze gesetzt. Wo es ihnen noch nicht zum Vollerfolg gereicht hat, sind sie in erste Ersatzmänner- oder Ersatzfrauen-Positionen gerückt und warten auf einen freien Platz, wenn im Verlauf der Legislatur ein Mandatsinhaber aus welchen Gründen immer demissioniert.

Es ist das Wort «Ersatzfrau» gefallen und gibt das Stichwort zu einem Hinweis auf das Abschneiden der Frauen: Auch ihre höhergespannten Erwartungen müssen auf die Zukunft vertröstet werden. Zwar haben sich die Gewählten mehrheitlich mit Glanzresultaten hervorgetan und stehen eine ganze Reihe von Ersatzkandidatinnen zuvorderst auf der Warteliste. Aber der direkte Erfolg ist bescheiden geblieben: Im Nationalrat, in dem bisher schon 21 Frauen sassen, sind sie jetzt mit 22 Mandatarinnen vertreten. Im Ständerat bleibt es bei den bisherigen drei Vertreterinnen. Die Hoffnungen dürften sich nun auf

die Bundesratswahlen vom 7. Dezember richten, wo eine in Zürich mit einem ausgezeichneten Resultat bestätigte Sozialdemokratin zuvorderst im Rennen steht.

Im einzelnen setzt sich die Frauen-delegation im Nationalrat aus zehn Sozialdemokratinnen, vier Freisinnigen, drei CVP-Frauen, je zwei Landesring- und POCH-Vertreterinnen und einer Vertreterin der neuen Berner «Freien Liste» zusammen. In die Dreierdelegation der Ständerätinnen teilen sich eine Sozialdemokratin, eine CVP-Vertreterin und eine Liberale.

«Lenigrad» in Bern

Wenn nun auf einige Besonderheiten des Wahlgeschehens näher eingetreten werden darf, ist in erster Linie eingehender von den Berner Wahlen zu sprechen: In diesem Kanton haben sich schon im Vorfeld des 23. Oktober verschiedene Ungeschicklichkeiten ereignet. Nicht geringes Erstaunen hat zum Beispiel der Umstand hervorgerufen, dass rund 500 von 98 000 Stadtberner Wählern von der Stadtkanzlei ihren Stimmrechtsausweis doppelt zugestellt erhalten haben. Es ist allein dem Zufall zu verdanken, dass einer dieser doppelt beglückten Stimmbürger als Journalist der Sache auf den Grund gegangen ist und damit das Unheil verhütet hat, dass die ganzen Wahlen ungültig gewesen wären. Mit einem Grosseinsatz des Personals der Schriftenkontrolle ist es noch rechtzeitig gelungen, durch persönliche Vorsprache am Domizil von 500 Neuzuzügern, die ihre Schriften zwischen dem 13. August und 13. September deponiert hatten und wegen

der Eingabe eines falschen Stichdatums in den Computer bei der Adressierung des Wahlmaterials zweimal bedacht worden waren, die Stimmrechtsduplikate bis auf einen unbedeutenden Rest sicherzustellen.

In Bern gab ein Hausstreit in der freisinnigen Stadtpartei Anlass zum Stadtgespräch: Die Auseinandersetzung mit der streitbaren Redaktorin Leni Robert, die sich mit ihrer Kritik an den Polizeieinsätzen rund um das Autonome Jugendzentrum mit dem freisinnigen Polizeidirektor angelegt hatte, hat schon vor den Wahlen viel zu reden gegeben. Zwar versuchte die Kantonalpartei zu vermitteln und hat der nicht auf die Stadtliste genommenen Kandidatin einen Platz auf der kantonalen Liste offeriert. Selbstbewusst hat Frau Robert auf dieses Angebot verzichtet. Mit Gesinnungsgenossen, die sich über die mangelnde Liberalität der Partei empört zeigten, hat sie Kandidaten für eine hellgrüne «Freie Liste» gesammelt. Mit dem zu erwartenden Erfolg. Sie hat nicht nur dieser Liste, sondern auch sich selber als Spitzenkandidatin zu einem Nationalratssitz verholfen. Mit grossem Abstand: mit ihren über 54 000 Stimmen hat sie ihre nächsten Listennachbarn um mehr als 33 000 Stimmen übertrumpft.

Ist schon dieser Vorsprung vielsagend und bestätigt die in unserer Wahlvorschau vorausgesagte Protestdemonstration mitenttäuschter Frauen, war das Erwachen für die Berner Freisinnigen deshalb doppelt bitter, weil sie als einzige freisinnige Kantonalpartei ihren Besitzstand nicht wahren oder sogar mehren konnte. In der Stadt hat die FdP 30 Prozent, in den Agglomerationsgemeinden über

20 Prozent Listenstimmen verloren. Schadenfroh zirkuliert denn auch in den Berner Gassen das Bonmot von einem blamablen «Lenigrad».

Im Parteisekretariat hat man die Schlappe zunächst vom hohen Ross herab quittiert: Es war von «Läuterung» und innerer Stärkung der Partei die Rede, die mit dem Auszug von «Wechselwählern» eingetreten sei. Man könne nun wieder geschlossener politisieren. An einer internen Wahlbesprechung hat es aber mehrheitlich anders getönt: Auch gute Freisinnige hätten die Treue gekündigt, weil sie im Wirbel um die Listenbereinigung mehr als nur einen Krach um eine unbequeme Person, sondern einen Kampf um die liberale Richtung der Partei erblickten. Wenn die FdP auf die liberalen Kräfte verzichte, mit Andersdenkenden in den eigenen Reihen sich nicht mehr tolerant auseinanderzusetzen verstehe, könne sie zusammenpacken und gleich ein Fusionsgesuch an die SVP stellen. Der Ruf nach personellen Konsequenzen in der Leitung der Stadtpartei wurde laut, denn diese habe die aufbauende Arbeit der Landsektionen um ihren Erfolg geprellt.

Dass diese heftige Auseinandersetzung um die Parteirichtung, wie man sie bis jetzt eher aus dem sozialdemokratischen Lager kannte, ausgerechnet im Berner Freisinn ausgebrochen ist, ist kein Zufall. Sie war in der Beamtenstadt fällig, wo sich viele bürgerliche Wähler angesichts der Zwitterpolitik zwischen Personalbegehren und Anliegen der freien Wirtschaft längst verunsichert fühlten. In diesem Sinn war der um eine umstrittene Persönlichkeit ausgebrochene Kampf vielleicht eben doch

heilsam, indem er zur Besinnung auf die Zielsetzungen führen könnte, die eine Partei auszeichnen müssten, die mit ihrer Parole von weniger Staat und mehr Freiheit die «helfende Hand» nicht beim Staat, sondern – ein in den Wahlveranstaltungen viel zitiertes Wort ihres unbestrittenen Ständeratskandidaten Hänsenberger – dort sucht, wo sie dem Hilfesuchenden am nächsten ist: vorn am eigenen Arm! Die gleiche Partei sollte bei aller Grundsatztreue auch die geistige Liberalität nicht vergessen.

«Wahltheater»

Es ist von Bürgern, die von der lauten, zum Teil in neuartigen Methoden sich versuchenden Werbung abgestossen wurden, schon während der Wahlvorbereitungen verschiedentlich Kritik am getriebenen Aufwand geübt worden. Diese Kritik scheint nicht ungerechtfertigt, wenn man das Wahlergebnis in bezug auf die Anteilnahme des Souveräns am Wahlakt unter die Lupe nimmt. Das vielbeklagte Absinken der Beteiligung ist zwar gestoppt worden. Gegenüber dem Tiefstand vor vier Jahren, als erstmals die Beteiligung unter 50 Prozent abgesunken war, ist sogar eine leichte Verbesserung um ein Prozent festzustellen. Doch sind es immer noch nicht 50 Prozent.

Wo die Wahlen umstritten waren, «wo es um etwas ging», ist es auch gelungen, eine ansehnliche Mobilisation der Wählerschaft herbeizuführen, während dort, wo nur ein oder zwei Bisherige sich zur Wiederwahl stellten, der Souverän zu Hause geblieben ist.

Apropos «Wegwahlen»: Im Nationalrat mussten ein rundes Dutzend Alteingesessene Neuen das Feld räumen. Zum Teil ist das dem Mandatsverlust der betreffenden Partei, die nicht mehr die bisherige Gefolgschaft auf die Beine brachte, zuzuschreiben. Öfters ist es der Konkurrenz in den eigenen Reihen anzukreiden, wobei sich allerdings einmal mehr auch gezeigt hat, dass der Wähler auf private Aktionen allzu ungeniert auf Stimmenfang ausgehender Bewerber eher sauer reagiert.

Umgekehrt kommt man aber auch nicht um die nüchterne Erkenntnis herum, dass es in Wahlkreisen, die eine Vielzahl von Anwärtern zur Wahl präsentieren, unerlässlich ist, dass diese den Kontakt mit dem Wähler suchen. Man kennt sich ja nicht mehr. Und wenn auch manche traditionelle Versammlung nur schlecht besucht gewesen ist und die «Getreuen» unter sich geblieben sind, hat doch bei dem Frag- und Antwortspiel der eine und der andere der «Ferner-liefen» seine Persönlichkeit und seine geistige Präsenz unter Beweis stellen können und damit auch mitgeholfen, das Image seiner Partei aufzupolieren. Im allgemeinen haben sich die besser Ausgewiesenen besser durchgesetzt, obwohl nicht zu verkennen ist, dass Kandidaten, die vorher schon aus ihrer Tätigkeit heraus für die weitere Öffentlichkeit ein Begriff waren, einen Vorsprung haben, der schwer einzuholen ist.

Was den Konkurrenzkampf zwischen den Parteien betrifft, sind die Versuche, sich dem Wähler zum Gespräch auf der Strasse zu stellen, nicht einfach deshalb abzulehnen, weil diese Methode an amerikanische

Praktiken erinnert. Doch würde man inskünftig gerne wieder auf die Spielereien mit parolenbeschrifteten Zündholzbrieflein und Luftballonen verzichten.

Welschland – Basel

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu materiellen Problemen zurück, die – wie die interne Ausmarchung unter den Berner Freisinnigen – den Wähler tiefer beeinflusst haben. In erster Linie ist hier an die Wahlen im Welschland zu erinnern. Wenn zwischen Deutsch und Welsch zuweilen Verständigungsschwierigkeiten bestehen, weil man hüben und drüben auch ideologisch nicht ganz die gleiche Sprache spricht, so hat der Ausgang der Wahlen in der Waadt und vor allem in Genf diesmal manchen Deutschschweizer beeindruckt: Ausgerechnet in einer Phase politischer «Lockerungsübungen» im Zeichen der Abkehr vom Herkömmlichen und der Zuwendung zu radikalen neuen Bewegungen hat man in den beiden genannten Kantonen den Bruch mit jahrzehntelang persönlich unangefochten aus extremen Positionen heraus agierenden Politikern vollzogen.

Die vielgerühmte welsche Toleranz, die einem Kommunisten wie Armand Forel, der zugegebenermassen ein guter Arzt und hochanständiger Mensch ist, seit 1947 immer wieder zu einem unbestrittenen Sitz verhalf, hat zum ersten Mal nach vollen neun Legislaturen nicht mehr ausgereicht, dem nach jeder Bestätigungswahl jeweils von der gesamten Bürgerschaft gross gefeierten Nationalrat das Man-

dat zu erhalten. Die PdA vermochte nicht mehr die nötigen Stimmen zu sammeln. Bei gleicher Gelegenheit mussten auch die Sozialdemokraten den zusätzlichen 17. Sitz, der den Waadtländern nach der letzten Volkszählung zugefallen ist, den Freisinnigen überlassen. – Zum Genfer Ergebnis ist schon hervorgehoben worden, dass der älter gewordene Sozialdemokrat Willy Donzé im Ständerat einem zehn Jahre jüngeren «radical» weichen musste. Ebenso musste die PdA eines ihrer beiden Nationalratsmandate mangels Stimmkraft fahren lassen. Vor allem aber hat die Nichtwiederwahl Jean Zieglers (soz.), der mit seinen Eskapaden im Parlament und ausserhalb immer wieder Aufsehen erregte, ein Zeichen gesetzt.

Auch aus dem Kanton Jura bleibt ein bemerkenswerter Einbruch hervorzuheben: Hier ist der Abtausch zwischen einem ausgeschiedenen Sozialdemokraten und einem Freisinnigen im Ständerat und zwischen einem schon von der separatistenfreundlichen Parteilinie abgewichenen CVP-Mann ebenfalls mit einem Freisinnigen im Nationalrat über die parteipolitische Verschiebung hinaus bedeutungsvoll: Es ist eine Normalisierung der Verhältnisse im Jura deutlich geworden. Für Roland Béguelin, der damit seine Allmacht angenagt sieht, ist der 23. Oktober zu einem «grauen» Tag geworden. Wenn es nicht gleich ein schwarzer Tag geworden ist, so deshalb, weil das Mandat eines dissidenten Christlichsozialen für die sozialdemokratische Vizepräsidentin des Rassemblement Jurassien gerettet werden konnte.

Bleibt noch ein letztes Wort zu den Basler Wahlen zu sagen, wo die Libe-

ralen ihren langjährigen einzigen Deutschschweizer Sitz verloren haben. Mitgespielt hat hier das Übergehen der Evangelischen Wähler, die früher mit den Liberalen gemeinsame Sache gemacht hatten, zum Landesring. Was aber schwerer ins Gewicht gefallen sein dürfte, ist die Kaiseraugst-Hysterie in der Region. Sie ist einem führenden Vertreter der Kernkraftwerkgegner des Landesrings zugute gekommen, der mit keinem andern Ziel nach Bern zieht, als sich mit Krallen und Zähnen gegen den drohenden Kraftwerkbau zu wehren. Erstaunlich wenig hat sich in der gleichen Stimmung die innere Spaltung innerhalb der Sozialdemokraten ausgewirkt. Die demokratisch-soziale Partei der traditionell-gewerkschaftlichen Linie, die sich von der doktrinären Stammpartei absondert, hat nur einen Zehntel der Stimmen für sich zu sammeln vermocht, die der harten Richtung unter der Führung des schweizerischen Parteipräsidenten zugefallen sind. Wenn die Basler Sozialdemokraten in der Endabrechnung schliesslich doch einen Sitz weniger erhalten haben, ist zu berücksichtigen, dass Baselstadt ein Mandat weniger – eben das 17. waadtländische – zugeteilt worden ist.

Noch eine allgemeine Bemerkung zum landesweit ansehnlichen Abschneiden der Sozialdemokraten: Ihre in Schranken gebliebenen Verluste sind in mehreren Kommentaren mit dem «Ritschard-Effekt» erklärt worden. Mit seinem unmittelbar vor den Wahlen eingetretenen, überraschenden Tod hätte der sozialdemokratische Landesvater seiner Partei, die ihn so oft im Stich gelassen hat, einen letzten Dienst erwiesen. Wenn dem so sein sollte, dass die Sympathiewelle für

Willi Ritschard Regungen des Unwillens um die internen Zerreissübungen überdeckt hätte, wäre das tatsächlich ein Zeugnis schöner Verbundenheit des Schweizervolkes mit Politikern, die es als Integrationsfiguren empfindet. Die Bundesversammlung täte gut, sich dieser Tatsache zu erinnern, wenn sie einen Ritschard-Nachfolger wählt. Es geht hierbei um mehr als um die Erfüllung persönlicher Aspirationen oder von Gruppenerwartungen, so sehr diese durch intellektuelle Leistungen oder Vertretungsansprüche ausgewiesen erscheinen mögen.

Erschütterte Fundamente

Wir kommen zum letzten Aspekt: Wie wird das neue Parlament die seiner harrenden Aufgaben meistern? Werden trotz der oberflächlich geringen Veränderungen in seiner Zusammensetzung doch tiefergreifende Wandlungen seine Arbeit beeinflussen? Nicht nur bei den Bundesratswahlen warten seiner verantwortungsschwere Entscheide. Es ist mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, dass fast gleichzeitig mit der Bekanntgabe der definitiven Abstimmungsergebnisse die Zahlen des neuen Bundesbudgets auf eine Schwachstelle im äusserlich wohlgeordneten Betrieb des Unternehmens Schweiz aufmerksam gemacht haben: Auch 1984 wartet unser wieder ein Milliardendefizit, obwohl die Voraussage eines weiteren Ansteigens der Bundeseinkünfte das erstmalige Übersteigen der 20-Milliarden-Grenze in Aussicht stellt. Die länger schon betriebenen Versuche, die Ausgabenflut einzudämmen, halten damit nicht Schritt. Man wird durch die nüchternen Tatsachen daran erinnert, dass bei

aller Gunst des Schicksals und vielleicht auch dank der Weisheit unserer Behörden, die unsere schweizerische Situation noch immer vor anderen Ländern auszeichnen, auch hierzulande das Bild der Wohlgeordnetheit empfindlich getrübt ist.

Wird da nun ein entschlosseneres Parlament endlich die Umkehr bewerkstelligen können? – Es ist im hinter uns liegenden Wahlkampf viel von einer Wende die Rede gewesen. Die Änderungsbegehren der «Neuen Richtung» haben dabei allerdings viel weniger finanzielle Aspekte als Forderungen anvisiert, die eher auf weitere Mehrung der staatlichen Eingriffe und damit auf eine nochmalige Steigerung des Haushaltsaufwandes hindeuten. Sie sind aus einer nicht unbegreiflichen Weltuntergangsstimmung heraus darauf gerichtet, endlich der fortschreitenden Zerstörung der Umwelt durch schonungslose Ausbeutung der spärlicher gewordenen lebenswichtigen Ressourcen und der alles bedrohenden Kriegsgefahr Einhalt zu gebieten. Mit diesen Begehren vermischen sich gesellschaftspolitische Veränderungswünsche. Man ist für Arbeitszeitverkürzung und vermehrte Frauenarbeit eingetreten, Forderungen, die wenig Einsicht in die wirtschaftlichen Gegebenheiten eines auf die Konkurrenzfähigkeit unseres auf den Export angewiesenen Landes erkennen lassen, die auch Konsequenzen für die Leistungsfähigkeit des Staates haben müssten. Erstaunlich wenig ist demgegenüber von den schwerwiegenden Schäden zu hören gewesen, die mit der immer ungehemmteren Beseitigung heilsamer Schranken gegen die innere Auflockerung von Gesellschaft und Staat eingetreten sind.

Wenn nach wie vor wenig Anlass zu grossen Erwartungen ist, so einmal deshalb, weil diese Reformen nicht vom grünen Tisch aus diktiert werden können. Das Parlament könnte allerdings durch Zurückhaltung gegenüber weiteren Lockerungsübungen, wie sie sich in entsprechenden Gesetzesprojekten äussern, einen Beitrag leisten, dass verhängnisvolle Prozesse wenigstens nicht noch von oben herab gefördert werden. In diesem Sinn sei unser Wahlkommentar mit den Schlüssätzen der schon in der Oktober-Vorschau berücksichtigten Abhandlung über die «Neue Politik» abgerundet, die von Erich Gruner auf die Wahlen hin publiziert worden ist. Gruner kommt, auf die gleiche Beobachtung anspielend, auf dieselbe Frage zu sprechen. Nämlich, dass die beiden langfristig angelegten sozialen und politi-

schen Fundamente der Familie und des Staates zunehmend erschüttert werden. Er meint, dass der heranwachsende Mensch zuwenig Gelegenheit erhalte, sich mit den Leitbildern der älteren Generation auseinanderzusetzen, und dass die Parteien daran krankten, vor lauter kurzfristiger Strategie keine in die Zukunft weisenden Leitbilder zu entwerfen. Sowohl Familie wie Staat würden aber wohl nur überleben können, wenn sie wieder Tiefendimensionen aus der Vergangenheit für die Zukunft gewinnen. «Das kann aber nicht befohlen oder organisiert werden. Es kann nur vom Einzelnen praktiziert werden, und zwar in erster Linie dadurch, dass er *glaubwürdig* handelt.» Damit ist wohl uns allen, Volk und Parlament, die wichtigste Zukunftsaufgabe gestellt.

Arnold Fisch

Ein Diagnostiker der Zeit

Zu William Golding, Nobelpreisträger für Literatur 1983

Literaturwissenschaftler und andere findige Köpfe, die das Werk William Goldings in akademischer Teigstecher-Manier angehen und scharfumrissene Interpretationsfiguren herausmodellieren wollen, müssen auf sarkastischen Kommentar des so behandelten Objekts gefasst sein. Golding will nicht bei lebendigem Leibe mumifiziert und sauber katalogisiert auf einem Museumsregal verstaut werden. Er sei am Leben und verändere sich wie alles Lebendige, ein bewegliches Ziel also, «*A Moving Target*», schreibt er im Essay mit diesem Titel.

In gewissem Sinne birgt auch die Verleihung des Nobelpreises diese Gefahr in sich, dass einer auf ein Podest gestellt wird und damit «erledigt» ist. Es liegt darin aber zugleich eine Chance, die für das Œuvre Goldings gar einen Glücksfall darstellen könnte: er ist nämlich nicht nur der «*Autor von Lord of the Flies*», wie es beim Erscheinen der späteren Romane jeweils auf den Buchumschlägen hiess. Der Bestseller-Erfolg dieses Erstlings und die Tatsache, dass die nachfolgenden Bücher stilistisch ziemlich anders sind – «*Ich war immer der Ansicht,*

dass die Bücher eines Autors so verschieden voneinander wie möglich sein sollten» –, haben vielen Lesern den Zugang zum jüngeren Werk teilweise verbaut, haben Golding auf dem «Herr der Fliegen»-Image festgenagelt. Vielleicht, dass diese Erstarrung dank der Preisverleihung jetzt aufgebrochen wird, dass man Golding auch als den Autor von «Pincher Martin» (1956; dt. *Der Felsen des zweiten Todes*), von «Darkness Visible» (1979; dt. *Das Feuer der Finsternis*), von «Rites of Passage» (1980) oder von brillanten Essays («The Hot Gates» 1965, «A Moving Target» 1982) zur Kenntnis nimmt.

Denn gegen das Festnageln, gegen alles «pattern-making», verwahrt sich Golding nicht nur in bezug auf seine eigene Person. Vielmehr kritisiert er damit die ebenso verbreitete wie unglückselige Tendenz, mit einer einzelnen Ideologie das Leben in seiner ganzen Komplexität erfassen zu wollen. Unglückselig, weil Golding darin eine Hauptursache für das sieht, womit er sich in der einen oder andern Form in allen seinen Romanen auseinandersetzt, für das Böse. Das Böse in der Natur des Menschen, das einer friedfertigen Koexistenz mit seinen Artgenossen immer wieder in die Quere kommt.

Golding ist denn auch verschiedentlich als Pessimist – ebenfalls eine Etikettierung! – bezeichnet worden. Nun pflegen es aber nicht ausgerechnet die Pessimisten zu sein, die für ihre Einstellung mit hohen Auszeichnungen wie dem Nobelpreis bedacht werden. Man darf hinter Golding also mehr als einen anachronistischen Mythendichter des Bösen vermuten. Welche Stellung und Funktion kommt denn die-

sem Motiv in seinem Werk tatsächlich zu? Und: welche andern Elemente machen dieses nobelpreiswürdig?

Der gefallene Mensch

Wiederholt führt uns Golding menschliches Verhalten anhand von Modellgesellschaften vor. Klassische Szenerie in «Lord of the Flies»: auf einer paradiesischen Urwaldinsel, wohin es eine Gruppe von Schuljungen nach einem kriegsbedingten Flugzeugabsturz verschlagen hat, versuchen diese, ihr Zusammenleben zu regeln. Sie wählen einen Anführer, vereinbaren einen Wachtums beim Signalfeuer. Abenteuerlust und urtümlicher Jagdtrieb zerbrechen diese rationale Verhaltensweise jedoch schnell, die Gruppe zerfällt in zwei sich bis aufs Blut bekämpfende Lager. Die Argumente des vernünftigen Piggy finden ebenso wenig Gehör wie die Ahnungen des prophetischen Simon – beide Jungen fallen mörderischem Kriegsritual zum Opfer. – Alles in allem ein tristes Bild der menschlichen Natur. Es sei denn, man sehe den Schluss des Romans als Ausdruck einer Hoffnung an: der durchs brennende Dickicht der Insel gejagte Ralph wird im letzten Moment durch die Ankunft eines Schiffes gerettet; eine «höhere Instanz» greift gnädig ins grausige Geschehen ein.

Wie ist denn das Böse in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, des höchsten der Tiere, aufgetaucht? Diese Frage gibt gleichsam den thematischen Hintergrund ab für Goldings zweiten Roman, «The Inheritors» (1955; dt. *Die Erben*). Das erdverbundene, harmonische Zusammenleben einer Sippe von Urmenschen wird von

Neuankömmlingen zerstört: der Homo sapiens überwindet – kraft seiner rationalen Kenntnisse und technischen Errungenschaften – den «Neander-taler». Der «Fortschritt» jedoch hat seinen Preis; der weiter entwickelte Mensch hat zwar Erkenntnis gewonnen, aber seine Unschuld verloren. Wie einer der Neuen mit seinem Pfeilbogen auf den naiven Lok zielt, glaubt dieser, er solle ein Geschenk erhalten. Im nächsten Augenblick ist dem Baum neben seinem Ohr ein neuer Ast gewachsen, der statt Blättern Gänsefedern hat und am anderen Ende nach den bitteren Beeren riecht, von denen Loks Magen weiss, dass er sie nicht essen darf... – Das Boot der neuen Menschen segelt am Schluss einer ungewissen Zukunft entgegen. Der Sieg über ihre Vorfahren ist auch an ihnen nicht spurlos vorbeigegangen, sie haben einiges über das Wesen Mensch in sich gelernt, erahnen aber auch dessen zwiespältige Natur mit ihren hellen und dunklen Seiten.

Um den Verlust der Unschuld geht es auch in «*Free Fall*» (1959; dt. *Freier Fall*). Der Held Sammy Mountjoy sucht rückblickend nach jener Entscheidung in seinem Leben, mit der er alle spätern vorwegnahm. Irgendwann traf er eine einseitige Wahl, störte so das Gleichgewicht der Lebensfaktoren: egoistisch und rücksichtslos verfolgte er nur das eine Ziel, sich das Mädchen Beatrice gefügig zu machen. Er erreichte es schliesslich – um den Preis ihrer persönlichen Integrität (hilflos besucht er sie später im Irrenhaus). Jahre darnach, als Kriegsgefangener in finsterner Zelle allein seinen Ängsten überlassen, gewinnt Sammy Einsicht in die Abgründe der eigenen Seele. Jetzt erst kann er als veränderter

Mensch aus dem Dunkel heraustreten und in blendender Vision eine «vierte Dimension» erfahren; sie läuft quer zu allen andern, und ihr entlang fliesst die läuternde Energie der Nächstenliebe. Sie stellt für Sammy eine Synthese dar, an der er nun seinen Versuch orientiert, die Gräben zwischen den unvereinbaren Teilwahrheiten seiner bisherigen Lebensschau zu überbrücken.

Visionär erlebte Vollkommenheit beschliesst – um ein letztes Beispiel anzuführen – auch Goldings nächsten Roman, «*The Spire*» (1964; dt. *Der Turm der Kathedrale*). Wie Sammy Mountjoy lässt sich der Domherr Jocelin durch nichts davon abhalten, seinen Traum zu realisieren (spielte der Roman nicht im Mittelalter, man müsste von «Selbstverwirklichung» reden), den Traum eines Turms auf «seinem» Gotteshaus. Ausgangspunkt für Goldings Buch bildete die Kathedrale seines heimischen Salisbury, deren Turm seit Jahrhunderten – auf unsicherem Fundament und entgegen aller statischen Wahrscheinlichkeit – das Städtchen überragt. Auch im Roman ist es die unbeugsame Willenskraft Jocelins eher als Baumeisterkunst, welche den Turm Stein um Stein in die Höhe treibt. Menschliche Anmassung hat, wie beim Turmbau zu Babel, ungeheuerliche Folgen. «*Das Ding kann gebaut werden und wird gebaut werden, und wenn's im Rachen Satans ist*», sagt Jocelin. Das vermeintlich Gott geweihte Teufelswerk verschlingt denn auch hohen Tribut; Mord und Totschlag, unmenschliche Versklavung und blasphemische Selbsterhöhung – das Böse manifestiert sich mit Macht. Und doch ist es auch hier zum Schluss transzendiert: der aufrechte Turm –

plötzlich erscheint er den brechenden Augen des sterbenden Jocelin zugleich als herrlicher Apfelbaum, Symbol des versöhnenden Christus, als mythisch strahlendes Zeichen höherer Ganzheit und vollkommener Schönheit.

Die vierte Dimension

Unbestreitbar nimmt also das Böse in all seinen Facetten, mit seinen Ursachen und Auswirkungen, in den Büchern William Goldings breiten Raum ein. Schon die knappen Inhaltsumrisse zeigen, dass es ein oft beklemmendes Bild der Welt und des Menschen ist, das der Autor vor dem Leser entwirft. Ebenso deutlich jedoch leuchten auch immer wieder Hoffnung und Mysterium auf, weist der Dichter auf die Möglichkeit der Gnade, der überwindenden Liebe hin – übrigens ohne dass solch biblische Anklänge und religiöse Bildhaftigkeit je penetrant wirkten: Golding könnte es sich schlecht leisten, seinerseits das Leben mit einem vorgegebenen Modell, und sei es das christliche Weltverständnis, umfassend erklären zu wollen.

Die Lebensreise des Menschen hat Golding metaphorisch mit einem Radfahrer verglichen. Von ihm wissen wir drei Dinge: dass er irgendwo aufstieg und sich in Bewegung setzte, dass er irgendwo anhalten und absteigen wird; vor allem aber, dass er fällt, wenn er unterwegs aufhört, sich zu bewegen, ohne selber abzustehen. Goldings Romane drehen sich um die Tragik, dass Bewegung zum Leben unabdingbar ist, dass aber Bewegung und Entwicklung ihrerseits Schuld und Versündung hervorbringen. Erlösung aus dieser Verstricktheit kann nur in Sammy Mount-

joys höherer «vierter Dimension» liegen. Ästhetisches Werten ist wichtiger als rationales Messen, sagt Golding; wir dürfen die uns nicht voll einsichtigen Mysterien der Liebe, der Schönheit, nicht einfach aus unserem Gesichtsfeld verdrängen.

In unserer Beschränktheit reduzieren wir jedoch die Geheimnisse des Universums andauernd auf für uns leichter erfassbare Dimensionen. Golding ärgert sich über unser Jahrhundert so stark prägende Figuren wie Marx, Darwin und Freud, diese gigantischen Stumpfbolde (*«the three most crashing bores of the Western world»*): die simplifizierende Popularisierung ihrer Theorien habe unsere Welt in eine geistige Zwangsjacke gesteckt, aus der sie sich nur mit anarchistischer Gewalt befreien könne. Die Gewalttätigkeit unseres Jahrhunderts entspringe zuinnerst wohl weniger der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, weniger einer sexuellen Frustration oder einem Abenteuer in Ödipus' Fussstapfen, gewiss weniger einem Prozess natürlicher Selektion in der menschlichen Gemeinschaft, als der Auflehnung gegenüber dem Reduktionismus solch grosser Vereinfacher. Max Frischs *«Du sollst dir kein Bildnis machen . . .»* kommt hier Golding nahe.

Nochmals denn: Golding – ein Pessimist? Ebenso gut wäre der Arzt als Pessimist zu bezeichnen, der eine Krankheit diagnostiziere, ohne sie heilen zu können, wehrt er sich selber im aufschlussreichen Essay *«Belief and Creativity»*. Vielmehr ein Dichter, der trotz allem an seinem *«kosmischen Optimismus»* festhält und in der Kraft mitmenschlicher Liebe und in der geheimnisvollen Schönheit von naturwis-

senschaftlich nicht analysierbarer, nur intuitiv zugänglicher Wahrheit Hoffnung zu sehen und einer verunsicherten Generation mit imposanter Sprachgewalt zu vermitteln vermag.

In einer Zeit, in der weltweit Hoffnungslosigkeit sich breit macht, in der die negativen Konsequenzen einäugiger Fortschrittsgläubigkeit und nicht-

ganzheitlichen Denkens schmerzlich bewusst, ja mit Händen greifbar werden – in solcher Zeit darf die Verleihung des Nobelpreises an einen Denker und Schriftsteller mit der Geisteshaltung William Goldings durchaus auch als Förderung einer überlebensfähigen politischen Kultur gesehen werden.

Rolf Keller

1968–1983 – Streiflicht auf die tschechische Exilliteratur

Fünfzehn Jahre nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Prag klafft der Abgrund stärker denn je zwischen den Machthabern und den Kulturschaffenden. Noch immer leisten die tschechischen Autoren – zu Hause und in der Emigration – zähen Widerstand. Vorläufig aber scheint die Einheit der Nationalliteratur bewahrt zu bleiben.

Lang und eindrucksvoll zeigt sich die Liste der tschechischen Schriftsteller, die nach der Invasion von 1968 den Gang ins Exil wählen mussten: Milan Kundera – ihm wurde, auf Wunsch des französischen Präsidenten François Mitterrand, im beschleunigten Einbürgerungsverfahren vor zwei Jahren die französische Staatsbürgerschaft verliehen; Josef Škvorecký – der mutige Verleger in Toronto, Träger des Neustadt-Preises, der mit seinem Roman *«Feiglinge»* der tschechischen Nachkriegsprosa neue Freiräume erschlossen hat; Pavel Kohout – er arbeitet seit seiner Ausbürgerung am Wiener Burgtheater. Ausser diesen drei Schlüsselfiguren haben sich Antonin Brousek, Ota Filip, Jiří Lede-

rer, Arnošt Lustig, Victor Fischl und Jaroslav Vejvoda im Ausland profilieren können. Kaum eine Nationalliteratur in Europa hat sich seit Ende des Zweiten Weltkrieges einem ähnlichen Aderlass unterziehen müssen.

«Die tschechischen Schriftsteller tragen die Verantwortung für das Sein ihrer Nation, und zwar auch weiterhin, denn vom Niveau des tschechischen Schrifttums, von seiner Grösse oder seiner Kleinheit, von seinem Mut oder seiner Feigheit, von seinem Provinzialismus oder seiner Allmenschlichkeit hängt in bedeutendem Masse die Antwort auf die Lebensfrage unserer Nation ab: Lohnt ihre Existenz überhaupt? Lohnt die Existenz ihrer Sprache?» – Ein wenig pathetisch beendet der tschechische Schriftsteller Milan Kundera seine Rede auf dem IV. Kongress des tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes im Juni 1967, in der Zeit der höchsten politisch-kulturellen Spannung in seinem Heimatland. Kunderas spätere künstlerische Laufbahn beweist, dass er diese «Verantwortung» stets ernst nahm.

Bereits während des *«Prager Früh-*

lings» gehörte Milan Kundera zu den bekanntesten tschechischen Schriftstellern. Seinen eigentlichen Ruhm begründete ein nur 97 Seiten zählendes Prosabändchen mit dem einprägsamen Titel *«Lächerliche Liebschaften»* (1963). In einem Prager Verlag erschienen, begeisterte es Tausende von jungen Lesern.

1929 in Brno (Brünn) geboren, trat Kundera, kurz nach Kriegsende, in die Kommunistische Partei ein. Nach dem kommunistischen Putsch von 1948 wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Die darauf folgende berufliche Laufbahn war recht bewegt – er war Arbeiter, Musiker, Zeitungsredaktor und schliesslich, nach mehreren Jahren intensiver Arbeit in den Prager Filmstudios Barandov, wurde er Professor am Prager Institut für Filmwissenschaft. Kundera half mit, eine neue Generation von Filmschaffenden, Regisseuren und Dramaturgen der *«Neuen Welle»* heranzubilden. Zu seinen erfolgreichen Schülern zählte unter anderen auch der Filmregisseur und spätere Oscar-Preisträger Miloš Forman, dessen bitterböse Sonden in den so oft grotesk anmutenden Alltag der tschechischen Arbeiterjugend zu den Höhepunkten des Filmschaffens der sechziger Jahre gehören (*«Liebe einer Blondine»*, *«Der schwarze Peter»*).

Nach der Niederwälzung des Prager Reformexperiments weilte Kundera zum erstenmal in Paris; sein französischer Verlag Gallimard hatte ihn eingeladen. *«Scherz»* (1968), sein Romanerstling, war zugleich das letzte Werk, welches das tschechoslowakische Leserpublikum in die Hand bekam. In diesem Roman setzte sich Kundera mit der tschechischen Gegenwart der fünf-

ziger und sechziger Jahre auseinander und nahm vor allem die zwiespältige Rolle der Intellektuellen in der Periode stalinistischer Gleichschaltung ins Visier.

Das Kernstück des Romans bildet die private Geschichte eines Studenten, der seiner Freundin eine Karte mit einem Trotzki-Spruch aus dem *«freiwilligen Jugendarbeitseinsatz»* schickt, was ihm – dank der Denunziation seines naiven und dienstbeflissenen Anbetungsobjektes – lange Gefängnisjahre im Arbeitslager beschert. Die Verfilmung dieses Romans konnten viele Kundera-Leser erst in der Emigration, in den Kinos von Paris, London (oder Zürich) sehen – Ironie des Schicksals . . .

In Frankreich mit den Ereignissen der Studentenrevolten konfrontiert, sah sich Kundera gezwungen, eine erneute Umwertung seiner Position zu bewerkstelligen. Er schrieb den Roman *«Das Leben ist anderswo»*¹, in welchem er die Kunststücke des *«apollinisch vollkommenen»* Dichters Jaromil zur übernational gültigen Metapher für ein auf Selbstbetrug aufgebautes Leben erhebt. Für viele 68er, die für die Mai-Revolution mehr als nostalgische Gefühle hegen, dürfte dieses Buch heute noch einiges an Besinnung bieten. Der Roman erhielt den Prix Médicis als bestes ausländisches Buch.

Um der Prager Bürokratie keinen Anlass für Strafmassnahmen zu geben, hüllte sich Kundera in Rennes – wo er drei Jahre lang Vergleichende Literaturwissenschaft lehrte – in politisches *«Stillschweigen»*. Erst im Herbst 1978 brach er sein Schweigen in einem Brief an die linksliberale Wochenzeitung *«Le Nouvel Observateur»*, wo er gegen die *«unverbrüchlichen Bande zwischen*

der CSSR und der UdSSR» loszog. Ein Jahr später wiederholte Kundera seine Attacke gegen die Gleichschaltung des Kulturlebens in der Tschechoslowakei.

In einem am 18. Januar 1979 von der Pariser Zeitung *«Le Monde»* veröffentlichten Interview (*En vidant une nation de sa culture on la condamne à mort*) prangerte er die Kulturverhältnisse in der inzwischen «normalisierten» CSSR an. Kundera sieht sein Heimatland aber weiterhin im «abendländischen Kontext», als ein «mitteleuropäisches Land». Unter anderem erwähnte er auch die berühmt gewordene Kafka-Konferenz von 1963, an der der Prager Germanistik-Professor E. Goldstücker und andere die «Kafka-Rehabilitation» durchgesetzt hatten.

Kunderas dritter, 1972 beendeter Roman *«Der Abschiedswalzer»*, erhielt in Italien den begehrten Mondello-Preis. Der Roman basiert auf den Verwirrungen einer banalen Geschichte, nach dem Muster der klassischen Komödie, wobei als kontrastreicher Hintergrund die Meilensteine der nationalen Historie dienen. Den eigentlichen Durchbruch zum Erfolg ausserhalb seines Heimatlandes vollzog Kundera vor zwei Jahren in Frankreich mit dem *«Buch vom Lachen und Vergessen»*, dessen Schauplätze sowohl in Böhmen als auch in Frankreich liegen. Sieben Geschichten, sieben Variationen über Emigrantenschicksale sind mit dem immer wiederkehrenden Leitmotiv «*lítost*» verknüpft: *«Die erste Silbe dieses Worts, mit Betonung und Dehnung gleichzeitig zu sprechen, klingt wie das Klagen eines verlassenen Hundes.»*

Seine besondere Aufmerksamkeit widmet Kundera Gustáv Husák, dem Repräsentanten der Bürokratie, der

mit Erfolg die «Normalisierung» der Republik betrieben hat: *«Ist Franz Kafka der Prophet einer Welt ohne Gedächtnis, so ist Husák ihr Erbauer.»*

«Ich sehe die Käfer, wie sie von Hradek nach Chlumec krabbeln. Sie kriechen und kriechen, Panzer hinter Panzer, Tastenkäfer, Nasenkäfer, Fresswerkzeuge, Füllhörner, sie prusten Gestank aus ihren Rückenbrüsten . . .» eine solch knallbunte Insektenschau bieten die russischen Besatzungspanzer des Jahres 1968 Jan Chrysostomos Kepka, dem Ich-Erzähler aus Chlumec, der tschechischen Provinzstadt in der «normalisierten» CSSR. Jiří Gruša (*1938) ist bereits bei der Namenwahl seines Romanhelden eine leichte Anspielung an den Memoirenschreiber des «sarmatischen» Barocks – Jan Chrysostomos Pašek – gelungen. Der arbeitssuchende Kepka muss sich systematisch dem peinlichen Prozedere des Ausfüllens von Formularen unterziehen. In der Baufirma Granit wird ihm schliesslich von seinem Gegenpart, dem Genossen Pavlenda, sein 16. Fragebogen vorgelegt. Für Kepka, den *«alle Hoffnung verliess»*, bedeutet jede Rubrik des Fragebogens eine neue Aufforderung, bürokratische Zwänge zu sprengen. In seinen Erinnerungen, die sich an den Stichwörtern des Fragebogens orientieren, entwirft Gruša mehr als einen kleinstädtischen Lebenslauf der «verratenen» Generation, welche alle Tiefpunkte der Nationalgeschichte – Münchner Diktat, Protektoratsjahre, *«Siegreicher Februar 1948»* und schliesslich die Ära der tiefen Ausichtslosigkeit nach dem Einmarsch 1968 – als biographische Meilen- und Prüfsteine erlebt hat. Grušas Roman *«Der 16. Fragebogen»*², der stilistisch

auffällig an B. Hrabal erinnert, ist das stärkste Werk der tschechischen Literatur der letzten Zeit.

Ota Filip (*1930), der 1974 aus der Tschechoslowakei ausgebürgerte und nun in München weilende Schriftsteller, fasst mit *«Wallenstein und Lukretia»*³ den Mut zum Genrewechsel. Der Roman soll dem Autor als Sprungbrett dienen, mit dessen Hilfe er die thematische Bindung an den kleinstädtischen Mikrokosmos mährischer Provinznester überwindet, die er in seinen früheren Werken (*«Das Café an der Strasse zum Friedhof»*, *«Ein Narr für jede Stadt»*, *«Die Himmelfahrt des Lojzek aus Schlesiens Ostrau»*, *«Maiandacht»*, *«Zweikämpfe»*) jeweils mit heiterer Brillanz erkundschaftet hatte.

Der böhmische Condottiere und Weltmann Albrecht von Wallenstein liess 1614 seinen Knecht Martin Orság, samt seiner Frau Dorota auf dem Wsetiner Marktplatz hängen. Dieses Urteil beschäftigt 32 Jahre später den Historiker Martin Orság, den direkten Nachkommen des damals ermordeten Knechtes. *«Wallenstein, Wallenstein – diesen Namen hörte ich von klein auf ständig zu Hause . . .»*

Filip lässt seinen Forscher Orság mit pfadfinderhafter Besessenheit in der Ehegeschichte von Wallenstein und Lukretia Nekeš von Landek wühlen. Die kurze Ehe, welche aber durchaus eine bedeutende Episode in Wallensteins Leben bildet, streift Golo Mann in seinem Opus lediglich auf zwei Seiten, während Filip daraus eine fast filmisch anmutende Szenenfolge aufbaut, die eine zweite zeitliche Bezugsebene schafft. Das erhoffte Spannungsgefälle zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart lässt auf sich war-

ten – und stellt sich bis zum Schluss nicht ein.

Nun gesellt sich zu all diesen erfahrenen und wohlbekannten Autoren ein neuer Name: Jaroslav Vejvoda – 15 Jahre lebt der 42jährige Jurist nun in der Schweiz. Seine Situation unterscheidet sich im doppelten Sinne von derjenigen seiner renommierten Schriftstellerkollegen: Vejvodas erste Bücher sind erst im Exil, im *«68 Publishers Toronto»* erschienen und stellen thematisch eine Art Sonde in die verschiedensten Emigrantenschicksale dar. Vejvoda, der Tscheche in Zürich, holt sich seine Anregungen aus der nächsten Umgebung, er verzichtet bewusst auf einen nostalgischen Rückblick. *«Meine Landsleute im Ausland – vor allem die jungen – sind für mich Modelle eines ganz bestimmten menschlichen Verhaltens unter extremen Bedingungen»*, betonte er bei unserem letzten Treffen. Emigranten in der Zwickmühle also – hin- und hergerissen zwischen Ablehnung und Anpassung. Die graue, biedere, sich nach Konsum sehnende Welt des realen Sozialismus hinter sich gelassen, sehen sie sich plötzlich der konsumtollen Schweiz der siebziger Jahre gegenübergestellt.

Vejvodas Abneigung gegen Selbstmitleid und gegen banale Trauer demonstriert sich schon in der Titelgeschichte seiner deutschsprachigen Ersterscheinung *«Wohltätigkeitsbasar»*⁴. *«Eine heimatlose Studentin»* sinniert mit einem Anflug von Ironie: *«Die Remarquischen Flüchtlinge wurden an den Grenzen von Polizisten empfangen, wie von Wohltätigkeitsvereinen – waren wir deshalb weniger Flüchtlinge?»* Erschrocken beobachtete sie das wirre Treiben der Landsleute im

Flüchtlingslager. Sie laufen «von einem Konsulat zum anderen», verschicken hastig «Telegramme an Adressen, die längst nicht mehr aktuell sind». Mit dem vergeblichen Versuch, ihren Schicksalsgenossen zu beweisen, dass sie im Lager bestohlen wurde, endet die tragikomische Geschichte.

Das «Projekt» eines anderen Emigranten, der sich als Tellerabwäscher verdingt, ist es, «sich in Kürze mindestens sechs Weltmetropolen zu erobern». Vorläufig bindet ihn nur die «allabendliche Auszahlung» an das Berghotel – «jederzeit kann er sein Emigrantenköfferchen packen . . .»

Vejvodas Erzählungen wurden unlängst von Regisseur Bernard Safarik und seinem Kameramann Klaus P. Weber in Basel verfilmt. Safarik holte sich mit seinem Spielfilm «Hundereennen» an der Mannheimer Filmwoche den «Internationalen Evangelischen Filmpreis».

Nach dem «mitteleuropäischen Bewusstsein» der tschechischen Schriftsteller gefragt, antwortete mir der bekannte Dramatiker und Prosaiker Pavel Kohout⁵: «Ich halte den Ausfall Prags aus dem europäischen Kulturkontext während der letzten 15 Jahre für eine grosse Tragödie. Die Kollegen in Prag, die dort so tapfer die besten Traditionen der europäischen Kultur weiter verteidigen, verdienen Respekt und die Hilfe aller Europäer! Es muss

aber auch gesagt werden, dass die tschechische Kultur – gerade dank dem Exodus der tschechischen Künstler nach 1968 – eine wichtige Position in der westlichen Kulturszene erobern konnte. Eine ganze Reihe von Schriftstellern – in vielen Ländern bestens bekannt – transportieren das mitteleuropäische Bewusstsein in einem vorher nie dagewesenen Ausmass in alle Welt. Die Prophezeiung des Prager Regimes, die von ihm Verfehmten würden allmählich aus dem Gedächtnis verschwinden, hat sich nicht bewahrheitet. Dies ist eine grosse Hoffnung für die Zukunft.»

Dušan Šimko

¹ Milan Kundera: «Das Leben ist anderswo», 1977; «Der Abschiedswalzer», 1980; «Das Buch vom Lachen und vom Vergessen», 1981 (alle Suhrkamp Verlag). – ² Jiří Gruša: «Der 16. Fragebogen», Hoffmann und Campe Verlag, Edition Reich, 1979; «Franz Kafka aus Prag», S. Fischer Verlag, 1983; Hrsg.: «Verfemte Dichter», eine Anthologie aus der CSSR, Bund-V. 1983. – ³ Ota Filip: «Wallenstein und Lukretia», 1978; «Grossvater und die Kanone», 1981; «Tomatendiebe in Aserbaidshjan – und andere Satiren», 1981 (alle S. Fischer Verlag). – ⁴ Jaroslav Vejvoda: «Wohltätigkeitsbasar», Erzählungen, Hoffmann und Campe Verlag, Edition Reich, 1981. – ⁵ Pavel Kohout: «Theaterstücke», Hoffmann und Campe, Edition Reich, 1980.